

Das aktuelle theologische Buch

◆ Zinnhobler, Rudolf: *Der lange Weg der Kirche vom Ersten zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Beiträge zu Bewegungen und Ereignissen in der katholischen Kirche*, Verlag Wagner, Linz 2005. (360, zahlr. Abbildungen) Kart. Euro 25,00.

Rudolf Zinnhobler, einer der bekanntesten Kirchenhistoriker Österreichs, legt mit diesem Buch ein Werk vor, das zu lesen dem Rezensenten einen wahren Genuss bereitet. Das Werk erinnert an das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 60 und an den Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils vor 40 Jahren.

Von großem Interesse ist der erste Beitrag über „Pius IX. in der katholischen Literatur seiner Zeit“. Hier handelt es sich um mehr als nur um einen „Baustein zur Geschichte des Triumphalismus“, wie es im Untertitel heißt. Welche Blüten die Verehrung von Pio Nono trieb, belegt eine Aussage, nach der man sich dem Papst nur „mit jenen Gefühlen des Bangens, der Ehrfurcht und der Liebe“ nähern darf, „die man empfindet, wenn man sich dem Tabernakel nähert“. Als 1864 die Enzyklika „Quanta cura“ herauskam, welche die modernen Freiheiten verurteilte, meinte ein Autor, der Papst habe damit „die Gedanken göttlicher Offenbarung“ verkündet. Die angesehene Jesuitenzeitschrift „Civiltà Cattolica“ schrieb sogar: „Wenn der Papst meditiert, dann denkt Gott selbst in ihm“.

In der Abhandlung „Geschichte der Unfehlbarkeit“ hebt der Autor wohlthuend hervor, dass trotz der Agitationen extremer infallibilistischer Gruppierungen die Definition sehr restriktiv ausgefallen ist. Es handelt sich nicht um eine absolute, sondern nur um eine relative Unfehlbarkeit. Auch ist der Papst nicht persönlich infallibel, die Unfehlbarkeit ist an sein Amt gebunden. Das „ex sese, non autem ex consensu ecclesiae“ war die Antwort auf den so genannten 4. Galikanischen Artikel, der besagt, dass das Urteil des Papstes nur dann unumstößlich sei, wenn die Zustimmung der Kirche hinzukomme.

Bemerkenswert ist der Beitrag „Die Modernismuskrise in Oberösterreich“. Nach der Darstellung des theologischen Modernismus

beschäftigt sich der Autor eingehend mit dem literarischen Modernismus. Während die Schriftstellerin Enrica von Handel Mazzetti (1871–1955) wegen ihrer irenischen Haltung gegenüber dem Protestantismus im Roman „Jesse und Maria“ als Häretikerin hingestellt wurde, bekam der Linzer Bischof Rudolph Hittmair (1909–1915) großes Lob von Papst Pius X., weil er die „Pest des Modernismus“ energisch bekämpft hat. Eine üble Rolle spielte der Linzer Kooperator Josef Pfeneberger (1880–1952), der die Meinung vertrat: „Alles was protestantisch ist, ist unchristlich, alles was christlich ist im Protestantismus, ist nicht protestantisch, sondern wesentlich und spezifisch katholisch“. Im so genannten politischen Modernismus dauerten die Grabenkämpfe bis 1907, als sich die Konservativen und die Christlichsozialen vereinigten. Allerdings ging in Tirol der Bruderkrieg weiter und endete erst mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges bzw. mit dessen unselbigem Ende.

Hervorragend beleuchtet der Artikel „Die Anfänge der Katholischen Aktion. Mit besonderer Berücksichtigung des Bistums Linz“ die Entstehung der Laienbewegung. Meisterhaft wird der Konflikt der von Pius XI. geförderten Katholischen Aktion mit dem übrigen katholischen Vereinswesen dargestellt. Bischof Johannes Maria Gföllner (1915–1941) ging es vor allem darum, den Volksverein der Katholischen Aktion einzugliedern und völlig der Leitung des Bischofs zu unterstellen. Kardinal Innitzer forderte in diesem Zusammenhang: „Vereine ..., die keine Bedeutung für die Katholische Aktion haben, sind abzulehnen“. In seiner Begeisterung für das hierarchische Prinzip ließ sich der St. Florianer Chorherr und Professor für Dogmatik, Alois Nikolussi (1890–1965), sogar zur Behauptung hinreißen: „Es ist katholischer, mit dem Bischof in Irrtum als gegen den Bischof in die Wahrheit zu schreiten“, und Dr. Rudolf Blüml (1898–1966) forderte: „Heraus aus der katholischen Reaktion in die Katholische Aktion“. Zur NS-Zeit, als alle Vereine aufgelöst wurden, konnte sich die Katholische Aktion, die in den Pfarreien verankert war, halten. Das Pfarrsystem wurde von den Machthabern durch das Kirchenbeitragsgesetz von 1939 sogar indirekt aufgewertet. Nach dem Krieg kam es zu einem Neuaufbau der Katholischen Aktion und zu

einer allgemeinen Aufbruchsstimmung in der Kirche, die viele, auch der Autor, positiv erlebt haben.

Im Beitrag „Die Katholische Kirche Österreichs in der Zeit des Nationalsozialismus“ stellt Zinnhobler nicht nur dar, wie die Kirche Verluste hinzunehmen und Opfer zu beklagen hatte, sondern auch, wie sie einen beachtlichen „Aufbau im Widerstand“ geleistet hat. So kam es zu einer Verdichtung des Pfarrnetzes, zur Errichtung von Seelsorgeämtern, zur Aktivierung der Laien und zu einer Verlebendigung der Liturgie. Treffend gelingt es ihm, jene zu widerlegen, die auf ihre Fahne geschrieben haben, „der Kirche ein fundamentales Versagen und eine weitgehende Kollaboration mit dem Regime vorzuwerfen“. Der Linzer Bischof Johannes Maria Gföllner (1915–1941) schrieb in seinem Hirtenbrief vom 21. Jänner 1933: Es ist unmöglich, „gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Nationalsozialist zu sein“. Dies löste wütende Reaktionen aus. Es kam zur Anbringung von Plakaten, die Christus als einen am Hakenkreuz hängenden Verbrecher darstellten. Sogar Kardinal Michael Faulhaber von München denunzierte Gföllner in Rom, weil er mit seinen Aussagen den deutschen Bischöfen, die auf eine Versöhnung mit Hitler hinarbeiteten, in den Rücken gefallen sei. Allerdings war die so genannte Feierliche Erklärung der Bischöfe vom 18. März 1938 keine „kirchliche Heldentat“, wie schon der Salzburger Erzbischof Sigismund Waitz festgestellt hat. Die Kirche Österreichs wurde anschließend eine „Kirche der Märtyrer“; dies beweist z.B. das dreibändige Werk von Jan Mikrut „Blutzeugen des Glaubens. Martyrologium des 20. Jahrhunderts“ zur Genüge. Unter den Blutzeugen hätte man vielleicht auch P. Jakob Gapp nennen können, der zusammen mit Otto Neururer 1996 selig gesprochen wurde. Immerhin räumt Zinnhobler, dem es nicht um Opportunität, sondern um Objektivität geht, ein, dass die Kirche gegen den nationalsozialistischen Antisemitismus „nicht deutlich genug Stellung“ bezogen habe. Damit hat sie aber vielleicht noch Schlimmeres verhütet.

Für die Kirchengeschichte der Diözese Linz ist der Beitrag „Die Reaktivierung des (Katholischen) Volksvereins nach dem Zweiten Weltkrieg“ höchst aufschlussreich. Die starke

Konzentration auf die Katholische Aktion führte zu heftigen Konflikten zwischen den Leitern des reaktivierten Volksvereins und der Diözesanleitung. Der Stein des Anstoßes war die Definition des Vereins als „überkonfessionelle Vereinigung“.

Grundlegend ist der Beitrag „Österreich und das Zweite Vatikanum“, der aufzeigt, wie stark das kleine Österreich das große Konzil beeinflusst hat, obwohl dieses im Jahre 1959 von Papst Johannes XXIII. angekündigte Ereignis zunächst in der Kirche des Landes kaum eine Rolle gespielt hat. Die Durchsicht diverser Diözesanblätter und einschlägiger Zeitschriften beweist das. Auch bei den Beratungen der Österreichischen Bischofskonferenz in den Jahren 1959 bis 1962 hatte das Konzil keinen wichtigen Stellenplatz. Um so größer war dann der Anteil Österreichs am Konzil selbst. Karl Rahner, der als Berater von Kardinal König fungierte, äußerte sich zu den ursprünglichen von der Kurie vorgelegten Konzilsschemata: „... sie sind alle Ergebnisse einer dürrtigen Schultheologie ... sie sind meilenfern von der wirklichen Not der Geister von heute“. Bei der Besprechung des Offenbarungsschemas ließ Kardinal König aufhorchen, als er forderte: „Mit der Aussage, die ganze Schrift sei frei von Irrtum, vorsichtig umzugehen“. Wenn Ratzinger über das Dokument „Dei verbum“ schreiben konnte, dass es „die Treue zur kirchlichen Überlieferung mit dem Ja zur kritischen Wissenschaft“ verbinde, so war das auch das Verdienst von Kardinal König, der wesentlich zum Zustandekommen eines ausgewogenen Textes beigetragen hat. In der Judenfrage hat sich der österreichische Prälat Johannes Österreicher, ein konvertierter Jude, stark engagiert. Besonders wichtig war der Beitrag Österreichs bei der Entstehung des Laiendekrets „Apostolicam actuositatem“. Hier ist vor allem Ferdinand Klostermann (1907–1982) zu nennen, der darauf hingewiesen hat, dass der Begriff „Apostolat“ aufgrund der Taufe und der Firmung auch auf die Laien anzuwenden sei. Am Zustandekommen der Liturgiekonstitution „Sacrosanctum concilium“ hatte der Linzer Bischof Franz Sales Zauner wesentlichen Anteil. Er galt schon vor dem Konzil im ganzen deutschen Sprachraum als der Liturgiebischof schlechthin. Im Jahre 1962 wurde er mit der höchsten Stim-

menzahl in die Liturgiekommission gewählt. Zinnhobler informiert auch über die Rezeption des Konzils und über die folgende „Gremialisierung“. So errichtete der Grazer Bischof Josef Schoiswohl bereits 1964 den Priesterrat. Es war dies die erste Institution dieser Art im ganzen deutschen Sprachraum.

Im letzten Beitrag „Von Linz nach Rom. Ein Weg zur liturgischen Erneuerung durch das Zweite Vatikanische Konzil“ holt Zinnhobler weit aus und beschreibt den ganzen Werdegang der liturgischen Bewegung in Österreich. Dabei werden besonders die Verdienste von Pius Parsch (1884–1954) gewürdigt, dem es vor allem um eine „actuosa participatio“ des Kirchenvolkes ging. Ein Ergebnis seines Einsatzes war die „Betsingmesse“, die den Namen des Klosterneuburger Chorherrn im ganzen deutschen Sprachraum bekannt machte. Von diesen Neuerungen ließ sich dann der Linzer Spiritual am Priesterseminar Josef Huber (1888–1976) begeistern. Allerdings kam es in der Folgezeit zu beträchtlichen Reibereien mit Bischof Gföllner (1915–1941), der 1937 von „bedauerlichen Abirrungen“ sprach und diese dann aufzählte: „Der Altar wird umgekehrt zwecks Zelebration facie versa ad populum – das Tabernakel wird aus der Mitte des Altares entfernt und in eine Wandnische verwiesen – Kommunikanten empfangen die heilige Kommunion stehend – die Betsingmesse wird zu einer schablonenhaften und eintönigen Alltagsmesse – das Ave Maria wird nach dem Vaterunser ausgelassen – das Rosenkranzgebet während der heiligen Messe untersagt.“ Allerdings kam es beim Bischof zu einer Wandlung und 1941, kurz vor seinem Tod, fand er sogar lobende Worte für Josef Huber. Für die Liturgiereform setzte sich dann vor allem der spätere Bischof Franz Sales Zauner ein, der dank seiner technischen Begabung sogar eine Maschine (Zaunermühle) erfand, um liturgische Texte, die aus der Schule von Josef Huber kamen und von den Priesterbrüdern Josef und Hermann Kronsteiner vertont wurden, zu vervielfältigen.

In einem Schlusswort bedauert der Autor, dass der Prozess der kirchlichen Erneuerung „von Gegenkräften“ behindert wurde, und wünscht sich mehr Kollegialität zwischen Papst und Bischöfen sowie mehr Dialog mit

den anderen Religionen. „Wenn es gelingt“, so Zinnhobler, „diese Vorhaben zu verwirklichen, wird dies der Kirche sicherlich zum Segen gereichen.“

Brixen

Josef Gelmi